

Predigt zu Lukas 15, 11-32; Die Geschichte vom verlorenen Sohn
Sonntag, 8. November 09; Gottesdienstthema: Lob der Verschwendung

Liebe Gemeinde

Wer sich heute mit dem Klimawandel beschäftigt, merkt bald, dass im Grunde zwei Lösungswege diskutiert werden. Der eine setzt auf bessere Technologien, die das Problem des Klimawandels lösen sollen. Der andere setzt auf Verzicht. Der erste Lösungsweg meint ein Weiter wie bisher, aber mit besseren Mitteln. Der zweite Lösungsweg beabsichtigt eine grundsätzliche Richtungsänderung, nämlich Selbstbeschränkung und Verzicht statt ungehindertem Konsum. Auch von christlicher Seite wird der zweite Lösungsweg verfochten. Ich teile das dahinterstehende Anliegen einer grundsätzlichen Einkehr und Umkehr. Und ich gehe davon aus, dass wir im Grunde alle wissen, dass in der jetzigen Situation Selbstbesinnung und Neuorientierung nottun.

Aber mich stört das Wort Verzicht und zwar aus mehreren Gründen.

Zum Einen rückt die Verzichtsforderung uns Christen wieder einmal in die Ecke der Spielverderber, Weltverächter und Kleinkrämer. Mit gestrengen Augen, schmalen Lippen und erhobenem Zeigefinger verkünden wir dann einen Gott, der den Menschen alles verbietet, was doch da ist und Spaß macht. Aber an diesen Gott glauben wir nicht. Wir glauben an den Gott, der uns mit der Fülle der Welt beschenkt, der uns aus seiner Gnade leben lässt, der uns zur Freiheit und zu verantwortungsvollem Handeln beruft. An diesem Gottesbild muss die christliche Haltung zur Klimafrage Maß nehmen.

Bei der Forderung nach Verzicht stört mich außerdem, dass sie das nicht Verzichten als das Normale setzt. Normal wäre also der fröhliche Verbrauch aller Ressourcen, aber wir verzichten jetzt halt darauf. Eigentlich würde uns das alles zur Verfügung stehen, aber wir benutzen es jetzt besser nicht. Das Verzichten ist nur die Rückseite des ungehinderten Konsums, beides gehört zusammen; die beabsichtigte Selbstbesinnung und Umkehr können so gar nicht vollzogen werden.

Das sieht man nur schon an der Wirkung der Verzichtsforderung: „Was, ich soll verzichten, auf ein großes Auto, das Fliegen, die Glühbirnen? Da leiste ich mir das alles schnell noch mal, bevor ich es nicht mehr kann.“ Die Verzichtsforderung kurbelt den ungehinderten Konsum weiter an und bewirkt so genau das, was viele Politikerinnen und Politiker fordern: wir sollen konsumieren, damit die Wirtschaft wieder wächst.

So viel zum freiwilligen und selbstbestimmten Verzichten.

Aber auch der fröhliche Konsum ist nicht so frei und fröhlich, wie wir meinen. Denn hängt dabei nicht immer das Damoklesschwert einer drohenden Katastrophe über uns, der wirtschaftlichen und der Umwelt-Katastrophe?

Und unter diesem Katastrophengefühl vergessen wir noch ein Drittes, was beim Verzichten äußerst störend ist. Wenn wir heute bei uns von Verzichten reden,

dann ist das gegenüber unzähligen Menschen, die in anderen Weltteilen gezwungenermaßen auf das Notwendigste verzichten müssen, nur zynisch.

Liebe Gemeinde, Einsicht in die durch viel Ideologie verunklärte Situation, Selbstbesinnung und Neuorientierung tun Not. Die Geschichte vom verlorenen Sohn soll uns für dieses Nachdenken wichtige Impulse geben. Unser Thema „Lob der Verschwendung“ soll die Dimension anzeigen, in der wir nachdenken wollen.

In der Geschichte ist viel von Verschwendung die Rede. Der jüngere Sohn verschwendet zu Beginn der Geschichte alles, was er als Erbteil bekommt. Der Vater verschwendet am Ende der Geschichte das Beste, was er hat, um die Rückkehr seines jüngeren Sohnes zu feiern. Verschwendung hat also in dieser Geschichte verschiedene Aspekte. Sie kann schlecht sein, wenn sie in Not und Elend führt, sie kann aber auch gut sein, wenn sie das Fest ermöglicht, das das Leben und das Wiederfinden feiert. Hier wird mit der großen Kelle angerührt. Vor Schmallippigkeit und Kleinkrämerei müssen wir uns nicht fürchten.

Die schlechte Form der Verschwendung wird anhand der Geschichte des jüngeren Sohnes erzählt. Er verschleudert seinen Erbteil, er lebt in Saus und Braus; „heillos“ bedeutet dieses Wort im griechischen Text. Er verschwendet alles, bis nichts mehr da ist. Er lebt nicht nachhaltig, würden wir heute sagen. Nachhaltigkeit ist heute zwar in aller Munde, aber erst in Ansätzen verwirklicht. Tatsächlich bedeutet unser Lebensstil eine maßlose Verschwendung der Ressourcen, dessen, was wir mitbekommen haben, unser Erbteil. Wir brauchen alles auf: Erdöl, Metalle, Wälder, saubere Luft und sauberes Wasser. Und wenn wir so weitermachen, ist irgendwann nichts mehr da. Wie der jüngere Sohn leben wir angesichts unserer Ressourcen in Saus und Braus, heillos, nicht nachhaltig.

Die Geschichte beschreibt in diesem Abschnitt, in dem es um den jüngeren Sohn geht, nur die Fakten, sie listet nur auf, was der jüngere Sohn tut und wo er landet. Ich lese sein Tun als ein Streben nach Freiheit. Er nimmt, was er bekommt, macht es zu Geld, also transportfähig. Er geht in die Fremde, weg von zu Hause. Er will frei sein von seinen Abhängigkeiten und Voraussetzungen. Für den Dichter Rainer Maria Rilke ist der jüngere Sohn einer, der nicht geliebt werden will. So gesehen ist seine Form der Verschwendung auch ein zu Geld machen, Aufbrauchen und Verschleudern der Beziehungen, in denen er gelebt hat.

Verschwendung verstanden als Streben nach Freiheit. Liegt auch unserer Verschwendung der Ressourcen ein Streben nach Freiheit zugrunde? Verpulvern wir alles, was wir haben, einschließlich unserer Beziehungen, um uns mit diesem Dynamit wegzusprenge von unseren Voraussetzungen und aus unseren

Abhängigkeiten, die uns in unserem Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit behindern? Verschwendung als Fluchthelfer; nichts wie weg.

Der jüngere Sohn befindet sich vielleicht während der Phase der Verschwendung in der Illusion von Freiheit; am Ende aber landet er in der durch Not erzeugten Abhängigkeit, mit leerem Bauch, der Sehnsucht nach Schweinefutter, fern jeglicher Gemeinschaft. Er ist an einem Ende angekommen, an dem es kein Weiter wie bisher gibt.

Die Verschwendung des jüngeren Sohnes ist nicht schlecht, weil sie verschwendet, sondern weil sie Freiheit sagt und Abhängigkeit meint. Auch das Streben nach Freiheit wird weder bewertet noch verurteilt. Nur die Meinung, dass man durch Verschwendung frei werden kann, wird als Illusion entlarvt.

Und es stimmt ja, dass unser verschwenderischer Konsum uns in große Abhängigkeiten bringt: von den Waren und Dienstleistungen, die wir konsumieren wollen, vom Funktionieren einer Wirtschaft, die das alles produzieren und anschaffen muss und von einer Ideologie, die uns sagt, dass das alles so sein muss und nicht geändert werden kann.

Es braucht ein neues Verständnis dessen, was es heißt frei zu sein, und es braucht andere Wege, sie zu suchen und zu finden. Und diese Freiheit kann nur unter Anerkennung von Abhängigkeiten und Voraussetzungen erlangt werden, die sich auch mit noch so viel Schubkraft nicht aus der Welt schaffen lassen; z.B. die Begrenztheit des Planeten Erde und seiner Ressourcen oder die Beziehungsnetze, die wir zum Leben brauchen. Das zu verleugnen macht nicht frei, sondern ist dumm.

Dass es in dieser Geschichte nicht um den Verzicht von Freiheit geht, sondern um ein anderes Verständnis von Freiheit, zeigt die Geschichte des älteren Sohnes. Er strebt nicht nach Freiheit, die Weggehen und Beziehungsabbruch bedeutet, er anerkennt seine Abhängigkeit und seine Voraussetzungen. Aber sein Weg wird nicht als Alternative dargestellt. Er ehrt die Tradition, er gehorcht den Regeln, er dient der bestehenden Ordnung, Er hat alles, das Vermögen, die Arbeit, den Vater, er verschwendet nichts, und doch steht auch er auf seltsame Weise mit leeren Händen da. Bei der Rückkehr des Bruders jedenfalls empfindet er nur Mangel: Sein zu Hause bleiben, sein Gehorsam, seine Treue, all das, was und wofür er gelebt hat; auf nichts von alledem kann er abstehen. Das ganze Vermögen, das ihn umgibt, dient ihm zu nichts. Sein Vater, dessen Verhalten er nicht versteht, droht ihm zu entgleiten. Im Heimkehrer kann er nicht seinen Bruder erkennen. Er verfügt über nichts, er leidet Mangel.

Geht es beim jüngeren Sohn um frei und abhängig sein, so beim älteren Sohn um Mangel und Überfluss haben. Der ältere Sohn hat Mangel, obwohl er im Überfluss lebt.

Wir können uns im verschwenderischen Freiheitsstreben des jüngeren Sohnes wiedererkennen. Jetzt können wir uns auch im mangelbeherrschten Überfluss des älteren Sohnes wiedererkennen. Wir leben im Überfluss, wir sind Habende,

und doch dominiert nicht der Überfluss sondern der Mangel unsere gesellschaftliche Befindlichkeit. In der Öffentlichkeit jedenfalls ist meistens davon die Rede, was wir nicht haben, worüber wir nicht verfügen, was wir uns sicher nicht oder nicht mehr leisten können.

Wir können unseren Überfluss gar nicht geniessen, weil die Angst, ihn zu verlieren, uns allen Genuss vergällt. Oder ist es das Verdunkeln und nicht wissen Wollen, dass so viele andere wirklich Mangel leiden? Oder ist es das Verdunkeln und nicht wissen Wollen, dass auch bei uns der Überfluss sehr ungerecht verteilt ist und immer ungerechter verteilt wird?

Es braucht ein neues Verständnis dessen, was es heisst, aus der Fülle zu leben. Und dieses Vermögen hat vermutlich nur bedingt mit dieser Art von Überfluss zu tun, der uns heute umgibt.

In der Geschichte des älteren Sohnes hat der Mangel auch damit zu tun, dass sich in seinem Leben keine Gelegenheit zum Fest einstellen wollte. Dann ist es das Fest, das für die Fülle sorgt, und die Fülle für das Fest.

Die Gelegenheit zum Fest bietet sich erst dem Vater, der sie auch sofort ergreift. Wenden wir uns darum nun dem Vater, der dritten Figur dieser Geschichte zu, und schauen wir, welche Antworten die aufgeworfenen Fragen nach Freiheit und Fülle bei ihm finden.

Der Vater ist die unbefragteste Figur dieser Geschichte, weil er so versöhnlich ist und eben am Ende für ein Fest sorgt. Mit diesem Fest steht er für die positive Art der Verschwendung.

Aber seien wir nicht voreilig, denn dieser Vater tut Dinge, die wir in unserem Alltag nicht einfach so goutieren würden. Die Söhne sind uns nicht nur in ihrem Verhalten, sondern auch in ihrer Sichtweise viel näher. Eine Sichtweise, die sie im Übrigen teilen, trotz ihrer so unterschiedlichen Leben. Sie würden die gleiche Geschichte erzählen vom jüngeren Sohn, der alles verprasst, die Gemeinschaft aufgekündigt und damit sein Sohnsein verwirkt hat. Und vom älteren Sohn der alles in den Erhalt von Tradition, Vermögen und Gemeinschaft investiert hat und für den darum die bedingungslose Wiederaufnahme des jüngeren Sohnes ungerecht ist. Die beiden Söhne teilen dieselben Werte, sie gehen nur unterschiedlich damit um; der eine bewahrt sie, der andere bricht sie auf. Auch in unseren Ohren klingt die so erzählte Geschichte völlig plausibel. Vielleicht freuen wir uns mit dem jüngeren Sohn, der Glück gehabt hat; vielleicht haben wir Mitleid mit dem älteren Sohn, der es immer nur recht machen wollte; belohnt aber wird der andere. Und dieser Version der Geschichte wird in der Bibel auch nicht widersprochen. Es wird nur gesagt, dass sich die so unterschiedlichen Leben der beiden Söhne in einem gleichen: beide Lebenswege sind festlos, sie führen nicht zum Fest, nicht zur Freiheit und nicht zur Fülle.

Und damit sind wir nun wirklich beim Vater gelandet; dessen Verhalten nun aber in mindestens zwei Versionen erzählt werden kann.

Die erste Version passt gut zur Sichtweise der Söhne. Unverhofft kehrt der jüngere Sohn nach langer Zeit zurück. Er ist noch nicht einmal richtig angekommen, da wirft sich ihm der Vater an den Hals. Das ist entweder völlig übergriffig oder völlig unstrategisch oder beides. Man lässt doch den andern erstmal kommen und schaut, was der will. Dann erbittet man sich Bedenkzeit, um sich nicht zu übereilten Reaktionen hinreißen zu lassen. Dann werden schadensbegrenzende und vertrauensbildende Maßnahmen beschlossen und durchgesetzt. Auf alle Fälle muss klar sein, dass der jüngere Sohn nicht morgen schon wieder weg ist.

Kommt dazu, dass der Vater Geschichtsklitterung betreibt, weil er nicht vom Anfang, sondern vom Ende her denkt. Vom Anfang her betrachtet ist es die Geschichte des vermögenden Sohnes, der als verhungerner Schweinehirt endet; des Reichen, der im Totalbankrott landet. Die Geschichte des Vaters erzählt umgekehrt vom Ende her, vom Wiederfinden und lebendig werden, denen Verlust und Tod vorausgegangen sind.

Die zweite Version steht quer in der Landschaft und erzählt von einem Vater, der seinen Sohn liebt und alles tut, was in seiner Macht steht, damit diese Liebe wieder gegenseitig gelebt werden kann. Alles andere ist ihm egal. Dabei verhält er sich so kompromisslos wie werbend. Gegen dieses Verhalten gibt es viele vernünftige Einwände; siehe die erste Version. Aber es gibt auch entscheidende Gründe, die für dieses Verhalten sprechen. Der Vater nimmt sich die Freiheit, das Leben im Sinne seiner Liebe zu interpretieren und zu gestalten, und genau damit landet er als Einziger an dem Ort, an dem die Freude über das Leben und das Sehen der Fülle ins Fest münden.

Die Verschwendung des Vaters ist nicht gut, weil sie verschwendet, sondern weil sie Liebe und Freiheit sagt und auch meint.

Der jüngere Sohn hat die Freiheit, das Angebot auszuschlagen oder in die Einladung einzuwilligen. Der ältere Sohn hat die Freiheit, auf der Ungerechtigkeit zu beharren oder in die Freude über den wiedergefundenen Bruder einzustimmen.

„Feiern muss man jetzt und sich freuen“ – sagt der Vater am Ende der Geschichte, deren Ausgang offen bleibt. Zum Fest kommt es nur, wenn beide Söhne ins Fest mit seiner Freude und Fülle einwilligen. Wie die Söhne sich entscheiden, erfahren wir nicht. Es kommt auf uns an; jetzt. Amen.